



Michael Liebminger

Bremsklotz Dialekt



Eine gemeinsame Sprache verbindet Menschen. Oft betonen Politiker, dass das Beherrschen der Landessprache eine wichtige Voraussetzung für Integration darstellt. Das weckt Erinnerungen. An meinen ersten London-Besuch vor über 20 Jahren. Der Mann meiner Cousine sprach tiefsten Dialekt. Ich verstand kein Wort. Meinem Bruder wurde unterstellt, er spreche schottisches Aberdeen-Englisch. Wir sprachen zwar eine Sprache, verstanden einander aber nicht. So gesehen diente der Dialekt immer schon als Sprachnische, als Sprachform mit geringster regionaler Reichweite.

Auch im ländlichen Raum gibt sich der Dialektsprecher bereits im Nachbarort als ortsfremd zu erkennen. Deutsche Wissenschaftler haben herausgefunden, dass Dialekt ein Hauptgrund für eingeschränkte Mobilität am Arbeitsmarkt ist und Dialekte als eine Art regionales Gedächtnis fungieren. Der Globalisierung zum Trotz, obwohl immer mehr Anglizismen Einzug halten. Wer würde schon freiwillig auf die Idee kommen und „I bin jetz' im ‚G'sichtsbuch' registriert“ sagen? Die Veränderung des Gesprochenen erfolgt eben langsam und schleichend. Nur lassen sich Dialekte als regionale Identität nicht einfach ausradieren. So gesehen verwundert es nicht, dass Migrantenkinder hierzulande ein Sprachgemisch aus bruchstückhaftem Deutsch und ihrer Muttersprache anwenden. Hervorragende Voraussetzungen für ein vereintes Europa der Regionen oder Integrationsbemühungen – das war jetzt zynisch gemeint.

Alexandra Riegler

Werbe-Fee am Ende



Sean aus Baltimore liest die *New York Times*. Sean schreibt „Ich schaue mir Banner an, und das muss reichen“ und kommentiert damit die Entscheidung der Zeitung, ab nächstem Jahr Geld für ihre ins Web gestellten Artikel zu verlangen. Sean will nicht zahlen und liest dann halt etwas anderes. Ungerecht kommt ihm das schon vor, immerhin versieht er seinen Dienst als Kunde: Er verschenkt Aufmerksamkeit. Verrechnen will er dafür bis auf Weiteres nichts. Sean ist ein Leser mehr (ab Jänner einer weniger) und für die Zeitung ein Stückchen mehr Reichweite. Dass daher notwendigerweise alles gratis sein muss, ist

allerdings ein Trugschluss. Ebenso, dass a) Ökonomie im Internet nicht funktioniert, b) die Google-Ads-Fee alles richten wird und c) Blogs das eh auch alles können. Dabei mag ich gratis, wirklich. Fernsehsendungen streame ich über die Website Hulu. Das ist gratis, und ich muss nur vier Werbespots anschauen, nicht 30. Würde ich für Hulu bezahlen? Nein. Würde ich für Hulu bezahlen, wenn die großen TV-Sender ihr Gratisvideoangebot im Web einstellen? Ja. Apple verkauft gerade sein zehnmilliardstes iTunes-Lied, dabei sind P2P-Tauschbörsen längst noch nicht tot. Wenn die *New York Times* mit ihrem Schritt alleine bleibt, wird Sean irgendwann erzählen, wie recht er hatte. Wenn andere Zeitungen mitziehen und die Preise vernünftig bleiben, wird auch Sean zurückkommen. Auch, weil er vor lauter Meinung in den Blogs die Fakten nicht mehr findet.

Das Individuum und seine Nische anno 2010...



Ralf Dzioblowski

Qual und Qualität



Per aspera ad astra – „auf rauen Wegen zu den Sternen“. Obwohl das Wort „Qualität“ an sich keine Bewertung beinhaltet, sondern vom lateinischen „qualitas“ herrührt und Beschaffenheit, Güte oder Wert eines Dinges beschreibt, wird es im täglichen Sprachgebrauch oft wertend gebraucht. So wird Qualität etwa als Gegenstück zu Quantität verstanden. Wie mit der Bezeichnung Qualität umgegangen wird und ob die Qualität aus der Qual quillt, wie der Mystiker Jakob Böhme behauptet, ist Ansichtssache. Thomas Alva Edison hatte 70 Jahre lang gearbeitet, als er 1931 mit 84 Jahren starb; 1033 Erfindungen bekam er

patentiert, mehr als jeder andere Mensch; 6000 Versuche stellte er an, bis er für die Glühbirne den richtigen Glühfaden gefunden hatte. Edison wird der Ausspruch zugeschrieben: „Genie ist 99 Prozent Transpiration und ein Prozent Inspiration.“ Journalisten werden damit traktiert: „Wenn du etwas hingeschrieben hast, so wage nicht, es gut zu finden, bloß weil es von dir ist! Wenn die Zeit reicht, nutze die Einsicht, dass die Plage nun erst beginnt: nämlich an dem Text zu feilen, so lange, bis er sein Optimum erreicht hat.“ Da nehme ich mich nicht aus. Immer wieder ist es wie ein kleines Wunder, wenn ich doch noch nach längst überschrittener Deadline meine geliebte, immer wieder augenrollende Lektorin mit 26 Buchstaben beehre. Sollte ich es auch diesmal – nach all der Qual – wieder einmal geschafft haben? Tatsächlich, das ist ja schon der letzte Satz.